

Die Skifahrerin

Romanprojekt von Monica Maier

Teaser

Als Maribel die Einladung ihrer unbekannteren Cousine annimmt, für die Wintersaison als Kassiererin am Ski-Lift zu arbeiten, erfährt sie Dinge, über die ihre Mutter ihr Leben lang geschwiegen hat. Angestoßen von den Erlebnissen in dem abgelegenen Tiroler Tal kommt sie so einem lange gehüteten Familiengeheimnis auf die Spur und beginnt die Beziehung zu ihrer Mutter, zum Schnee und auch zum Skifahrern mit neuen Augen zu sehen.

Familie, Verlust, Neubeginn, Naturgewalt

Kurzvita:

Monica Maier (*1966) hat ihre Kindheit und Jugend in Bayern und Tirol verbracht. Sie studierte Ethnologie und Film und absolvierte eine Ausbildung zur Drehbuchautorin an der Master School Drehbuch in Berlin. Nach diversen Jobs für Film und Fernsehen, unterrichtet sie bis heute Deutsch als Fremdsprache. Ihr erstes erzählendes Sachbuch *Nicht alle sehen gleich* aus brachte sie 2021 im Selbstverlag heraus. *Die Skifahrerin* ist ihr erster Roman. Sie lebt in Berlin und Tirol.

Routine im Schnee

Der Shuttle stoppte am Morgen abrupt vor uns an der Bushaltestelle ab. Marc schob gentlemanlike die seitliche Tür beiseite, damit Chantal und ich in unserer dunkelblauen Arbeitskleidung, die uns als Mitarbeiterinnen am Gletscher identifizierte, einsteigen konnten. Hinten auf der letzten Bank wurde mir wegen der Kurven oft schlecht. Er hatte schon den einzigen freien Platz auf der Mittelbank für sich anvisiert, bevor er die Tür beiseite drückte, ich besaß keine Bedenkzeit zwischen den Schneeflocken. Fröhlich schaltete ich sowieso nicht so schnell, klopfte mir die Schuhe am Bus ab, sagte Hallo und setzte mich mit meiner Kollegin in die hinterste Reihe. Dann nahm ich mir einen Kaugummi, der gegen Kurvenübelkeit half, und bot Chantal einen an, die mit einer Handbewegung verneinte und zum Schnäuzen ansetzte. Hoffentlich steckte ich mich nicht an.

Wie gewohnt um die frühen Morgenstunden herrschte ab jetzt Schweigen und ich reihte mich ein in die Gruppensituation. Zum Glück fuhr den Bus heute nicht der Technomatthias, der dazu seinen Energy Drink trank. Er musste vor uns sein. Später stieg ein junger Seilbahnmitarbeiter zu und quetschte sich neben den mir Unbekannten am Steuer und die thailändische Reinigungskraft auf dem Beifahrersitz. Alle dösten vor sich hin, das Radio tat sein Bestes. Es war 7 Uhr.

Das Schweigen ging mit ein paar belanglosen Wortwechseln in der Reihe vor mir über in das der Berge und Fichten, bis es zur eisigen Stille des gefrorenen Wasserfalls wurde, den wir passierten. Ich mochte ihn, blickte ehrfürchtig auf die schneegeplagten Nadelhölzer daneben, die unter der Last nach unten hingen, und fragte mich, wie Bäume und Pflanzen diesem Druck standhielten. Mein Blick glitt an den Eiszapfen auf Alpengestein hinüber zum Wildbach, der abwärts ins Tal floss. Jemand vor mir sagte ein paar Worte, es waren dieselben Stimmen, die ich aber nicht verstand. Endlich bogen wir auf den großen Parkplatz vor der Talstation ein. Unsere Busfahrt endete nach 900 Metern Höhenunterschied.

„Der Föhn“, sagte Marc, als er die Schiebetür öffnete.

„Achtung eisig“, sage ich zu Chantal, setzte schon einen Fuß vor den anderen. Für die Sesselbahnmannschaft ging die Fahrt nach oben mit der Gondel weiter.

„Ich muss hoch zum Ferner“, sagte ein Kollege, „wird windig heute, schönen Tag“.

„Dir auch!“, antwortete ich und stempelte nach ihm schweigend ein.

7:35 Uhr, fünf Minuten zu spät, da konnte ich jetzt auch nichts dafür, der Schnee und immer wieder der Schnee, er trieb uns vor sich her an unsere Posten. Der Permafrost bekam seinen Neuschnee aufgesetzt und die Skifahrer freuten sich bestimmt, sowie sie bald in Massen auf dem Parkplatz erscheinen würden.

Dann öffnete ich die Tür zu den Kassenräumen.

„Guten Morgen“, wünschte ich Angela und Miriam, den sie wie automatisch erwiderten.

Ich packte meine Jacke und Mütze in den Spind hinein. Dann räumte ich meine 1000 Euro Wechselgeld in mein Kassendeck, legte die Skipässe in den Druckautomaten, meldete mich am Computer an, loggte mich ein und holte Stift und Block aus der Schublade. Bankgerät an, Rollo hoch, geschafft.

Ein eingemummter Skifahrer näherte sich bereits meinem Fenster wie ein grügelber Ninja im Retro Skianzug. Mit Spiegelscheibe in der Skibrille, Minimum 200 Euro, dieselbe, die ich mir zu Weihnachten wünschte, und sprechenden Lippen, die weiß vom Sonnenschutz trotz des Schneetreibens glänzten. Er hielt mir seinen Skilehrerausweis vor die Nase. Seinen Zeigefinger verdächtig über dem unteren Rand, hielt er ihn locker hoch, als ich die Mikrofonanlage vor mir einschaltete.

„Einmal Skilehrer bitte“, sagte er. Ich konnte nur mich selbst in seiner Skibrille erkennen.

„Bitte legen Sie mir den Ausweis doch auf den Teller, und könnten Sie bitte die Brille abnehmen für einen Moment?“, fragte ich.

Er legte beides auf das Metallsims vor ihm, an das er mit seinem unter den Daunen zu erahnenden sexy Body gelehnt war. Mit einer ruckartigen Bewegung drehte ich den Drehteller mit seinem Skilehrerausweis zu mir. Beim nächsten Mal würde ich es mit rechts machen, da hatte ich dieses Handproblem nicht, fluchte ich in mich hinein. Nach den langen Schweigeminuten im Bus war ich zu einer lockeren Kommunikation noch nicht in der Lage und kommandierte auf Hochdeutsch, als ich den Betrugsversuch entlarvte.

„Der Ausweis ist abgelaufen, bitte geben Sie mir doch Ihren neuen.“ Ich verortete den Mann im südlichen Deutschland.

„Oh, der neue ist noch nicht angekommen, ich habe ihn vor einigen Wochen beantragt“, konnte ich keine Ehrlichkeit in seinen Augen erkennen. Wer es glaubte.

„Das macht dann 69 Euro, normal, tut mir leid“, erwiderte ich. „Die Gondel öffnet in 30 Minuten.“

„Warum tut dir das leid, das tut dir nicht leid. Die versuchen zu beschließen die Leute“, erbitterte sich Angela neben mir über die Menschheit, nachdem ich das Geld in Empfang genommen und das Mikro ausgestellt hatte. Ich konnte nicht mehr als ein „Ja“ hinterherschoben. Verhielt ich mich doch höflich, weil ich damit besser fuhr und dieser Job in meinen Augen einen serviceorientierten darstellte.

„Bei so einem Wetter würde ein Einheimischer nicht auf die Piste gehen“, sagte sie und rollte mit den Augen. Sicher wegen der blauen Haarfarbe einer Touristin an Miriams Fenster.

Auf einmal hörte ich ein leises Grollen. Ein paar Leute auf dem Platz schrienen. Angela sprang von ihrem Drehstuhl auf.

„Eine Mure?“, rief sie und sprach bereits ins Diensttelefon. Es erfolgte kurz darauf Entwarnung. Eine Gams hatte Schnee ausgelöst, einer von den Seilbahnmitarbeitern hatte sie am Abhang noch erblickt.

Unberechenbar wie die Natur blieb der Skigast, dem man oft keine alpine Erfahrung abverlangen konnte. Ich machte mir bei drei Koreanern, die an meinem Kassenfenster erschienen, ein makabres Spiel daraus zu sagen, wer oben stürzen und sich etwas brechen oder zerren würde, und wer nicht. Sie sahen sehr amateurhaft aus.

Wie viele Unfälle es hier gab, das war mir vorher in meiner ignoranten Naivität nicht klar gewesen. Die von Hedonisten, Adrenalinjunkies und Freeridern abgesehen, welche über die Gefahren in den Bergen alles oder nichts wissen wollten und sich deswegen auf Risiko und Gefahr abseits der Pisten einließen. Wer klug und informiert fuhr, der sah auf der meteorologisch professionellen Geosphere-Austria-Webseite nach, bevor er seinen Fuß im Skistiefel in die Gondel setzte. Und lebte in der Natur zwar vorbereitet, aber im Moment, denn was vermag eine App dagegen, rein gar nichts.

Lara schaute als Geschäftsführerin fast täglich bei uns an der Kasse vorbei. Wie gut präpariert die Pisten heute seien, sagte sie, bei dem heutigen Neuschnee müsse der Skigast aber ein Auge zudrücken, wie solle das Personal das da oben in einer Nacht bis zum Morgen 100 % perfekt schaffen.

Ob es einfach war, den Leuten so viel alpines Verhalten abzuverlangen, fragte ich mich. Ich hatte selbst nicht genug davon. Wenn die Winde und die Böenspitzen die Berge und uns durch den Kakao zogen, und das Eis noch schneller als früher abschmolz, bereitete ich mir lieber eine heiße Schokolade zu. Der Glazer Gletscher, der unberechenbar gewaltig den Ton angab und um den sich alles im Tal drehte, schaute mich stoisch und wie ein Denkmal aus der Erde ragend an. Vielleicht bemerkten die Touristen heute nicht die Übergänge vom Natur- zum Kunstsnee.

Ich war inzwischen über zwei Monate hier und versuchte, mich dem Bergklima und den Einheimischen anzupassen. Dass der deutsche Städter von der Autobahn direkt auf die Piste fuhr, hatte ich erlebt. Ob ich mich für oder gegen das Skifahren positionieren sollte, könnte ich nicht sagen. Ich war selbst ein kleines Rädchen in der Klimawandelmaschinerie und stellte meine heiße Schokolade an meiner Kasse ab. Dieser teure Sport machte süchtig, der riesige Erholungsfaktor und die gute Luft sowie der Ausblick dankten es einem. Außer man stürzte.

War die Frau, die sich näherte, mental noch in der U-Bahn in München und hatte mit ihren Freundinnen am gestrigen Abend vor dem Fernseher gefaulenzt und das Slalomrennen in Frankreich geschaut? Dass sie nicht wusste, was sie im Gebirge heute vorfinden würde, entnahm ich ihren Worten bereits, während ich das Mikrofon laut stellte.

Aus meinem Alpenkick von Oktober, als ich hier ankam, entwickelte sich inzwischen mein Alpenkick im Dezember. Die Wintersaison verging, wie sollte der Rückgang der Gletscher an mir spurlos vorüberziehen, wenn ich bereits das blanke Eis vom Sessellift aus unten an zwei Skimasten gesehen hatte.

Ich nahm mir vor, die Suche nach meiner Familiengeschichte zu intensivieren. Noch vier Monate, ich hatte nicht viel über meine Mutter und Großmutter herausgefunden. An Sylvester würde mich mein Sohn besuchen. Er sollte alles über seine Verwandtschaft erfahren.

Ein neues Zuhause

Aus dunkelbraunen Augen, wie konnte es mit einem solchen Stammbaum auch anders sein, blitzte eine Heimatliebe, wie ich sie nicht kannte. Laras Teint erinnerte an den Süden. Wir saßen in ihrem Firmenwagen. Die Wurzeln von der Vaterseite her seien aus Südtirol, das gebe es immer noch. Unsere Vorfahren seien gegen Ende des 19. Jahrhunderts herübergekommen, eine Art Alpenüberquerung.

„Am Lift geben wir für Leute bis Bozen eine Ermäßigung für die Skipässe“, sagte sie. „Die Arbeitssuche hat die Leute damals in unsere Täler geführt, einige haben sich nach dem Einzug des Faschismus in Tirol niedergelassen. Manche sind wieder zurück oder nach Deutschland.“

Lara war acht Jahre jünger als ich und die Älteste von drei Geschwistern. Ihre Figur ähnelte meiner Großmutter auf dem Foto, ich malte mir unsere Gene aus. Ich kannte das Bild von ihr auf dem Nachtkästchen in Augsburg seit einer gefühlten Ewigkeit, hatte es mit dem Bilderrahmen heute Morgen in ein Stofftuch gewickelt und in meinen Rucksack gepackt. Ein Blick auf den Rücksitz bestätigte mir, dass dieser noch an derselben Stelle lag.

Meine Mutter war kleiner von der Statur her. Ein Kind musste nehmen, was die Eltern ihm vorsetzten. Als Mitspieler in einem Familiengefüge, dem es schicksalhaft angehörte. Beobachten, wie sich die Eltern gegenseitig Rollen in ihrer Beziehung vorspielten, in Jahrzehnten der Ehe und in dem Auf und Ab der Liebe. Musste ich etwa in Tirol nach meinen Wurzeln suchen, weil bei uns zuhause nicht alles kommuniziert wurde? Und weil ich anders war als meine Familie, als mein Bruder und alle auf der Welt, betraf es mich darum anders und hatten wir daher nie über Mamas Zeit hier geredet?

Ich fühlte mich neben Lara geborgen, die Chemie stimmte. Weniger Sauerstoff in der Luft, daran hatte sich mein Körper gewöhnt, aber ich bemerkte wieder meinen trockenen Mund und wurde den Verdacht nicht los, dass das Gebirge, das ich tagein tagaus vor mir hatte, weiterhin Einfluss auf mich nahm.

„Ich fühle mich umzingelt von Gestein, die Luft bleibt mir weg, gibt es Magnetismus im Berg?“, fragte ich.

„Was erzählst du da?“, meinte Lara.

„Letzte Nacht habe ich von metallenen Stangen geträumt, die vom Berg herunter ins Tal fahren wie Schneisen“, sagte ich.

„Echt? Das wird schon“, meinte meine Cousine, als wüsste sie mehr als ich. „Erstmal etwas Gutes essen.“

„Wie meinst du das? Ist das nur eine Fata Morgana, von der ich da geträumt habe?“, fragte ich.

„War der Berg in deinem Traum eine Bedrohung oder Schutz? Darin scheiden sich nämlich die Geister“, sagte Lara.

„Ich bin nicht sicher, im Moment würde ich zu beidem tendieren“, meinte ich.

„Für mich ist er Schutz, hör auf deinen Instinkt, ich habe einen Mega Kohldampf“, sagte sie. Wir waren kurz vor Glaz. Sie bog von der Verbindungsstraße durch die Dörfer nach rechts zum Haus ihrer Eltern ab und telefonierte parallel mit ihrem Mann auf der Freisprecheinrichtung. Wir parkten, ich verstand, dass Johannes nicht zum Abendessen kommen könne. Da noch viel zu tun sei wegen der Trainingsmannschaften aus Kanada und Frankreich, die sich schon vor Monaten angemeldet hätten und wegen des mangelnden Schnees bei Laune gehalten werden müssten. Elisabeth fand es schade und umarmte ihre Tochter an der Eingangstür. Mir gab sie ein Küsschen auf die Wangen.

„Kommt rein, es wird schon dunkel“, sagte sie. Ich musste wegen ihrer Ähnlichkeit wieder an meine Mutter denken, und an ihre selbstlose Liebe zu uns Kindern. Mein Vater liebte uns weniger, kühler, deutscher. Vielleicht liebten ihn seine Eltern schon so distanziert, über seine Gefühle konnte er nicht direkt sprechen, aber ich verstand. Eine Generationenfrage. Mit dem Umarmen seiner Kinder hatte er es nicht. Mal sehen, wie mein Onkel heute gelaunt war.

Wir standen zu dritt in der Stube, er schaute Nachrichten auf dem Sofa und begrüßte uns, ohne sich zu erheben. Irgendein Katastrophenbericht in einem Schweizer Skigebiet. Einen Sinn werde hier schon noch alles für mich machen, wenn es auch nicht der Job war, dem ich an der Kasse nachging, dachte ich. Immer passierte etwas im Schnee.

Lara saß am Esstisch neben mir. Es war Elisabeths Wunsch gewesen, mich zum Abendessen einzuladen und das erste Mal seit meiner Ankunft, dass ich in diesem Haus königlich bewirtet wurde. Der aufsteigende Dampf des Tiroler Speckknödels vor mir im Suppenteller machte es mir nicht leicht durchzuatmen. Als würde mir selbst ein Kloß im Hals stecken. Er war mir nicht fremd, ich bekam ihn oft dann, wenn ich über etwas nicht sprechen konnte oder die anderen und die Atmosphäre nicht gewöhnt war. Irgendetwas Unverdautes.

An der Wand gegenüber auf Augenhöhe hing ein Gemälde von Bergen und Gamsen, außerdem ein Jagdgewehr und ganz hinten ein grau melierter Tirolerhut. Auf dem Kachelofen standen ein ausgestopfter Fuchs und ein totes Murmeltier. Die leblosen Tiere flößten mir unterschwellig Angst ein.

„Hast du den geschossen?“, fragte ich meinen Onkel. Ich fühlte mich von dem Fuchs beobachtet und eingeengt.

„Das ist aber schon lange her“, sagte er. Dann griff ich in meinen Rucksack und legte das Foto meiner Großmutter in die Mitte des Tisches.

„Ich habe Anna kaum gekannt“, entfuhr es Elisabeth, deren hausfraulichen Händen die exzellenten Knödel entstammten.

„Anna ist deine Mutter?“, fragte Lara. Ich nickte. „Hast du das von ihr?“

„Ja“, sagte ich. Dann griff ich nach dem Glas mit dem kühlen Tiroler Leitungswasser, das auf dem Tisch stand. Etwas zu lange, es wurde mir kalt um die Finger, und trank es in einem Zug aus. Maximilian hustete und wollte mit mir anstoßen. Mein Glas war leer. Ich beobachtete heimlich meine Tante. Sie zeigte keine weitere Regung.

„Ihr habt doch dieselbe Mutter“, suchte ich weiter nach Einzelstücken der Wahrheit in der familiären Vergangenheit. Ich setzte mich etwas nach links versetzt, um wenigstens dem leeren Blick des Fuchses auszuweichen. Die trockene Heizungsluft im Raum lechzte nach einem offenen Fenster und einem Luftbefeuchter. Als ich fragte, ob ich dasjenige in der Stube weiter hinten aufmachen könne, stand Elisabeth für mich auf, während der Kuckuck mit seinem Ruf aus der Tür herausschaute, uns ablenkte von schweren Gesprächen, von fehlendem Schnee und geschlossenen Kassen im Skigebiet. Ihre dunkelbraunen Augen verschwammen leicht wässrig vor mir, als sie sich wieder setzte. Ich fasste sie sachte am

Unterarm, einfach weil ich sie gerne mochte. Meine Hand auf ihrem rot-weißen Shetland-Pullover, der schneereichere Winter überlebt haben musste, trug einen goldenen Ring aus dem Schlafzimmerschrank meiner Mutter. Aus den Augen kullerte ihre Träne die Wange herunter.

„Der ist aber schön“, sagte sie. Ich überlegte zwar kurz, aber verriet ihr doch nicht, von wem er stammte. Wahrscheinlich wollte ich ein Geheimnis und meine Mama mein Eigen nennen und vor allem Bösen bewahren.

„Du sollst nicht weinen“, sagte ich stattdessen. Der Fuchs mutierte in meinem inneren Auge zu einem Pelzkollier um den Hals von Elisabeth. Und Maximilian zu einem Gebirgsjäger der 1930er Jahren in den Dolomiten, als Südtirol bereits von Italien besetzt worden war.

„Wir waren Waisen“, sagte sie.

Mein Onkel schaute verständnisvoll wie Lara, scheinbar kannten beide die Situation, dass meine Tante darüber sprach. Andreas Hofer ließ grüßen, Nationalheld gegen die Franzosen und Bayern, Kämpfer in der Bergiselschlacht in Innsbruck. Ein Abdruck hing an der Wand. Indem ich den Blick schweifen ließ, schützte ich mich selbst, weil ich zwischen den anderen so empathisch wurde.

„Mit deiner Mutter verbindet mich keine Vergangenheit, wir haben uns gekannt, als ich klein war, aber wir haben uns erst wieder gesehen, als ich 18 war, kannst du dir das vorstellen? Das letzte Mal habe ich sie 1975 getroffen“, sagte sie und machte eine Denkpause. „Meine Mama hatte ein schweres Leben.“

„Meine auch“, sagte ich und erntete ein irritiertes Zucken von Elisabeths rechtem Augenlid. Ihr Blick stach mir ins Herz, direkt war sie, daran gab es keinen Zweifel, und ehrlich. Auf einmal fühlte es sich an, als wäre ich nicht ich, sondern all die Personen am Tisch zusammen. Als wäre ich nur ein weiteres Familienmitglied. Zweifel überfielen mich, ob es gut war hier zu sein. Weckte ich nicht Dinge, die man hier bisher unter den Tisch gekehrt hatte, lieber dort belassen sollte und nahm mich zu ernst?

„Ja, da hast du recht, sie musste nach Deutschland ins Exil. Wie schmeckt's dir heute bei uns?“, blickte Maximilian mich an und reichte seiner Frau eine Packung Papiertaschentücher über den Tisch hinüber.

„Kann ich bitte das Salz haben?“ Elisabeth gab ihm sein Gewürz, nahm ein Taschentuch heraus, sagte irgendetwas wie „Mein Gott, tut mir leid“.

„Möchtest du nicht ein Glas Prosecco?“, fragte Maximilian. „Wegen deines niedrigen Blutdrucks und zur Feier des Tages? Maribel ist wieder da.“

Sie ging ihn mit einem mir unbekanntem tirolerischen Wortlaut holen. Wir stießen an. Mütter waren heilig, und ich vermisste die meine so stark, dass ich mich nach dem Essen schnell verabschiedete. Ich wusste nicht, ob es richtig war hierhergekommen zu sein, ich musste jetzt allein sein und mich ausruhen. Die Verwandten zeigten volles Verständnis.

„Zwei Dinge sind unberechenbar“, sagte Onkel Maximilian.

„Welche?“, fragte ich beim Verlassen der Stube.

„Das Wetter und die Verwandten“, meinte er. Laras Präsenz beruhigte mich. Sie nahm mich an der Haustür tröstend in den Arm.

Es sind nicht die Verstorbenen, die uns keine Ruhe lassen, sondern die Leerstellen, die die Geheimnisse der anderen in uns hinterlassen.

Ich las zurück im Mitarbeiterhotel in meinem mitgebrachten Buch über transgenerationale Traumata. Dieser kluge Gedanke brachte den heutigen Tag für mich Schwarz auf Weiß auf den Punkt. Ich nahm das Foto meiner Großmutter aus dem Rucksack und warf einen Blick auf sie, ihre Augen schienen den Schrecken zu verlieren.